

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 96.

Donnerstag, 6. April

1933.



21. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Zunächst gingen sie schweigend nebeneinander her, bis Violet wie zufällig sagte:

„Ich traf übrigens den Polizeipräsidenten heute morgen im Hydepark. Sie werden ja wissen, wir sind beide große Pferdefreunde, und er macht mir den Hof nach allen Regeln der Kunst . . .“

„Dann wissen Sie vielleicht schon, warum er mich hat rufen lassen?“

Billys Frage war nicht frei von Hohn. Es war bekannt, daß Sir Arthur eine lockere Zunge besaß, namentlich gegenüber der Dame, welcher er momentan die Cour machte, und Violet Strefford war Frau genug, um aus ihm herauszuholen, was sie wissen wollte.

„Ach, es handelt sich um eine ganz unbedeutende Sache“, antwortete sie zurückhaltend. „Nur um einen Brief, den man in Li-Changs Tasche gefunden hat.“

„Einen Brief? Von wem?“

„Von Ihrer Frau“, antwortete sie mit gemachter Gleichgültigkeit, als ob sie die ganze Sache nicht der Rede wert fände.

Billy griff sie hart am Arme:

„Was schwächen Sie da zusammen, Violet? Heraus mit der Sprache, hören Sie!“

„Na ja, also! Man hat einen Brief von Ihrer Frau gefunden an . . .“ Sie hielt inne, um die Wirkung zu steigern.

„An wen?“ Er faßte sie wieder am Arm, noch gröber als vorher. Sie quietzte herzhaft auf:

„Aber Billy! Sie zerquetschen mir ja den Arm. Ich zweifle zwar keinen Augenblick, daß Sie mich lieben — aber derartige sadistische Anwendungen sind nicht meine Sache. — Wenigstens nicht so früh am Tage.“

Er tat einen fürchterlichen Fluch.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen antun möchte!“ murmelte er außer sich vor Wut.

„Aber Billy!“ Sie drohte ihm lächelnd. „Seien Sie doch nicht so frivol!“

„An wen war der Brief?“ fragte er, indem er sich zur Ruhe zwang. Aber seine Stimme bebte, und er zitterte am ganzen Körper.

Sie wagte es nicht, ihn länger zu reizen. Sie riskierte dabei einen Skandal auf offener Straße.

„An ihren guten Freund, Li-Chang“, antwortete sie gelassen.

„An Li-Chang?“ Er starrte ihr verwirrt, fast wie gelähmt ins Gesicht.

„Ja, man glaubt es zum wenigsten. Der Brief hat zwar keine Anschrift und lag in einem alten, beschmutzten Umschlag ohne Adresse. Aber er wurde, wie gesagt, bei dem gelben Gentleman gefunden. Tatsache ist, daß er die Unterschrift Ihrer Frau trägt, und so

wird sie ihn wohl auch geschrieben haben — und zwar auf dem gleichen Briefpapier“, stichelte sie weiter, „das Sie selbst für Ihre „billets doux“ benutzen . . . damals, als Sie Miß Elena kennenlernten.“

„Und was steht in dem Brief?“ Er fragte es fast leuchtend.

„Er ist höchst dramatisch! Es heißt darin, daß „er“ — also wohl Li-Chang — sie angelogen habe . . . und daß „sie“ es nicht machen könnte, darüber ist man jetzt vollkommen im unklaren. Aber es wird wohl auch noch ans Licht kommen! . . . Sie schließt damit, daß sie „ihn“ nicht mehr treffen wolle.“

„Aber das ist ja unmöglich“, protestierte Billy. „Es war ja nicht Li-Chang, mit dem sie damals bekannt war, sondern ein ganz anderer.“

„Vielleicht hat sie nebenbei auch Li-Chang gekannt“, lächelte Violet giftig. „Sie ahnen ja nicht einmal im Traume, Billy, wieviel Ploß eine Frau in ihrem Herzen hat“, sehte sie noch boshaft dazu.

„Sie vielleicht! Aber nicht Elena!“ Sein Ton war so unverhüllt grob und höhnisch, daß ihr das Blut in die Wangen stieg.

„Wollen Sie mich beleidigen, Bill?“ fragte sie mit merkwürdig weicher Stimme. Er blickte sie verwundert an, nahm sich dann zusammen:

„Nein, wozu? Ich möchte Sie aber bitten, Violet, mit etwas mehr . . . Verständnis . . . von Elena zu sprechen. Das mit Li-Chang ist nämlich vollkommen ausgeschlossen.“

„Nun, er war doch in seiner Art nicht nur ein hübscher, sondern auch ein sehr gescheiter Mann, habe ich mir erzählen lassen, unter anderem von Ihnen selbst, Billy! Und außerdem war er auch noch reich!“

„Aber ich wiederhole Ihnen, daß es nicht wahr ist!“ unterbrach er sie brutal. „Elena hätte Li-Chang nie den Zutritt zu unserem Hause gestattet, wenn das der Fall gewesen wäre. Sie ließ ja auch keine Gelegenheit vorbeigehen, um ihm offen ihre Antipathie zu zeigen.“

„Aber trotzdem nahm sie doch seine Partei, als es sich darum handelte, Ihre Statue auf die Ausstellung zu schicken.“

Es gab ihm einen Stich — wie immer, wenn darauf die Rede kam.

„Die Figur, ja!“

Er wußte nicht warum, aber er fühlte sich mit einemmal entmutigter als je.

„Wenn Sie meine Meinung hören wollen, Billy, frei und ungeschminkt“, sagte sie, „so zweifle ich keinen Augenblick daran, daß Ihre Frau Li-Chang früher gekannt — und daß sie ihn jetzt einfach aus ihrem Dasein gestrichen hat.“

„Getötet, meinen Sie?“ Vergeblich versuchte er, die Lage komisch zu nehmen.

Violet Strefford nickte:

„Ja, getötet! Ihm das Gift gegeben. Das klingt vielleicht hart und herzlos von mir. Aber so können Sie selbst gelegentlich auch sein“, beendete sie ihren Satz, um sich bald darauf von ihm zu verabschieden:

„An einem der nächsten Abende werde ich also kommen, nicht wahr, Billy?“ rief sie ihm noch nach — dann war sie fort . . .

Billy fühlte sich müde, zum Sterben müde — und so alt! Er hatte sich absichtlich auf keine Diskussion über die Totschlagsaffäre mit ihr eingelassen. Offenbar hatte sie dieselbe Ansicht wie alle anderen. Und er fühlte, wie ihm seine Gegenargumente eines nach dem anderen aus den Händen entchlüpfte, sooft er ausholte, um einen entscheidenden Verteidigungsschlag für Elenas Unschuld zu führen. Selbst konnte und wollte er nicht an ihre Schuld glauben — wenigstens noch nicht! Und er weigerte sich ein für allemal — in noch kategorischerer Weise — eine Theorie anzuerkennen, die eine frühere Verbindung zwischen Elena und dem verstorbenen Mandarin unterstellte.

Es war noch denkbar, einen Mann vielleicht in halber Notwehr zu töten. Aber etwas ganz anderes, das Gewebe von Lügen und Komödien zu spinnen, welches man bei Aufrechterhaltung jener fürchterlichen Theorie voraussetzen mußte. Er fühlte sich krank, wenn er nur an eine Möglichkeit dachte. Und Heber wollte er Elena verlieren, als dieser Wahrheit, einer so schmutzigen Wahrheit ins Gesicht schauen zu müssen.

Bis jetzt wußte man überhaupt nichts Genaues! Noch war alles in Rätsel gehüllt. Aber es graute ihm schon jetzt so vor deren Aufklärung, daß er beinahe versucht war, zu wünschen, sie möchten für alle Ewigkeit im Dunkeln bleiben . . . Und doch wollte er Elena auch wieder um alles in der Welt nicht verlieren. Nur das nicht, nur das nicht!! . . .

Mit einemmal sprangen seine Gedanken zu Monkey über, der nach dem Verschwinden seiner Herrin auffallend gekränkelt hatte . . . als ob er alles verstehen könne, als ob ihn mehr als eine bloße Sehnsucht nach ihr bewegte. Aber er war und blieb doch nur ein Affe. Billy hatte ihn eines Tages tatsächlich nur mit Mühe und Not davor bewahrt, daß er sich mit seinem neuen Rasiermesser schnitt. Hinterher hatte das Tier sich auf seinem Schoße zusammengesauert, hatte ihn mit seinen kleinen klugen Augen durchdringend betrachtet, und ihm lange vorgemurmelt und gestammelt, als ob er ihm etwas zu erzählen hätte.

Ja, wenn Monkey sprechen könnte!

Und doch, wer weiß, ob er auch tatsächlich etwas zu sagen hätte, etwas von Bedeutung — und, wenn ja — ob es Böses oder Gutes war! Nein, es war wohl doch ganz weise eingerichtet, daß Affen nicht sprechen können!

In diesen Gedankengängen gelangte Billy vor die uralte Fassade des weltberühmten Gerichtsgebäudes.

Er fühlte plötzlich die unabwiesbare Gewißheit in sich, daß er, vom Polizeipräsidenten eine schicksalsschwere Meinung erfahren würde. Und so überwältigend stürmte dieses Gefühl auf ihn ein, daß er — übernervös wie er war — am ganzen Körper zu zittern begann und ein fast unwiderstehliches Verlangen spürte, fortzulaufen — weit fort — weg von allem, nur weg! sich irgendwo zu verbergen . . . um Frieden zu finden! Er nahm sich gewaltsam zusammen und lächelte bitter:

Wie konnte er Frieden bekommen, solange er im unklaren schwebte? Selbst wenn er bis ans Ende der Welt hätte flüchten und sich dort verbergen können, wo er der Unauffindbarkeit und des Alleineins sicher war: Die Gedanken würden mit ihm fliehen, sie würden sich ihm aufdrängen und ihm keine Ruhe gönnen.

Wo ist sie? Würden sie fragen. Und was hat sie verborgen? Ist sie schuldig oder nicht? Ist sie Li-Chang nähergekommen und hat sie ihm wirklich das Leben genommen? Oder sonst was? Nein! Es mußte durchgekämpft werden! Es gab keine andere Möglichkeit.

Mit dem Gefühl einer bisher ungetankten körperlichen Schwere schleppte er sich die Stufen zu dem Polizeigebäude empor, seine Gänge entlang und die Treppen hinauf. Hier herrschte Leben, Tätigkeit, Lärm. Es trat nicht eine einzige Sekunde Stille in dem Getriebe ein, man sah ihn kaum an, als er seinen Namen nannte und angab, auf besonderen Wunsch des Polizeipräsidenten gekommen zu sein, zu dem der diensttuende Schutzmann ihn führte und der ihn mit einem freundlichen, aber konventionellen Lächeln empfing. Seiner Stimme merkte man eine gewisse Aufregung an, als er Billy aufforderte, Platz zu nehmen und ihm zuzuhören: „Ich habe eine große Neuigkeit für Sie, Bill!“

2.

„Wenn Sie damit den Brief meinen, den man bei dem Verstorbenen gefunden hat, dann weiß ich bereits Bescheid — durch Violet Strefford.“

Der Präsident winkte abwehrend mit der Hand:

„Nein, nein, das ist es nicht! Es kann sein, daß dieser Fund von Bedeutung ist, vielleicht auch nicht! Ich hätte Sie jedenfalls nicht deswegen bemüht. Nein, ich glaube kaum . . . Es ist etwas ganz anderes.“

Billy beugte resigniert den Kopf:

„Etwas Gutes oder Böses?“ fragte er so ruhig wie möglich. Aber sein Herz pochte: wenn es sich nun doch auf Elena bezog und so ernster Natur war, daß er es selbst Strefford nicht anzuvertrauen wagte? Der Präsident hob die Schultern:

„Darüber können Sie selbst urteilen.“

„Geht es meine Frau an?“

„Leider nein!“

„Den Verstorbenen vielleicht?“

„Gewissermaßen ja! Es handelt sich nämlich um Ihre Statue in Paris.“

„Meine Statue?“

„Ja! Wie Sie wohl wissen, war doch beabsichtigt, die Figur gestern von der Ausstellung nach Dr. Capons Wohnung zu schaffen.“

„Schon jetzt? Ich dachte, sie sollte längere Zeit auf der Ausstellung bleiben.“

„Nein, Capon hatte es eilig — was ich ihm auch nicht verübeln kann!“ fügte er bei mit einem viel-sagenden Lächeln, das Billy nicht deuten konnte. „Die Figur wurde also auf den Wagen geladen und zu der Villa Dr. Capons gefahren . . . Das heißt, ganz so weit kam sie nicht!“

„Wieso? Es ist doch nichts passiert?“ stieß Billy ängstlich hervor.

„Nicht mehr und nicht weniger“, lächelte der Präsident zynisch, „als daß sie total in Stücke ging, daß sie zerquetscht und in Scherben zerfallen wurde.“

„Du lieber Gott!“ Billy war wie vom Blitz getroffen.

Der Wagen stieß nämlich mit einem Lastauto zusammen — oder richtiger gesagt: das Auto, dessen Chauffeur etwas zuviel getrunken hatte, prallte so hart auf den Wagen auf, daß dieser und die Figur und die beiden Führer in den Straßengraben rollten und übel zugerichtet wurden — die Figur aber am aller-schlimmsten! Als man sie aus der zerbrochenen Kiste auspackte, ergab sich, daß nicht ein einziges Glied an ihr heil war.“

„Mein Glück!“ Billy fühlte beinahe denselben Schmerz, als ob es ein guter Bekannter oder ein Freund gewesen wäre — überhaupt ein lebendes Wesen, dem dieses Schicksal zugestoßen war. „Und der arme Dr. Capon!“

„Ja, Sie haben, weiß Gott, allen Grund, ihn zu bedauern; denn ihn wird die Geschichte aller Wahrscheinlichkeit nach sehr teuer zu stehen kommen.“

„Oh, ich werde ihm selbstverständlich sein Geld zurückerstatten.“

„Ohne daß die Sache dadurch für ihn viel billiger werden wird!“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Nein, das können Sie auch nicht! Aber es wird schon kommen! Dieser Wing-Foo hat doch allein den Guß Ihrer Figur besorgt, nicht wahr?“

„Ja, ganz allein. Der Gipser, mit dem ich gewöhnlich arbeite, hatte zufällig keine Zeit, sich der Sache anzunehmen.“

„Und die Arbeit ist sachgemäß und gut ausgeführt worden, nicht wahr?“

„Ich hätte es mir nicht besser wünschen können.“

„Gut! . . . Verfolgten Sie die Arbeit aus der Nähe?“

„Nicht länger, als bis ich mich davon überzeugt hatte, daß er seine Sache verstand und sie technisch gut ausführte.“

(Fortsetzung folgt.)

Die schöne Barbara und der Narr mit den Akten.

Histörchen von alten Reichstagen.

Von E. Droste-Hülshoff.

In Deutschland gibt es seit etwa sieben Jahrhunderten, nämlich seit den Tagen der Hohenstaufen, einen Reichstag, der jedoch in den ersten Zeiten seines Bestehens stets in einer dem Zufall oder den Erfordernissen der jeweiligen politischen Verhältnisse überlassenen Weise abgehalten zu werden pflegte. Erst der „Erzstiefvater des Deutschen Reiches“, Karl IV., gab durch sein in lateinischer Sprache verfaßtes und am Weihnachtstage des Jahre 1356 auf dem Reichstage zu Regh veröffentlichtes Reichsgrundgesetz, die „Goldene Bulle“, den Zusammentritten eine feste Regelung und Verfassung.

Die Gepflogenheit, den Reichstag nicht ständig an demselben Orte abzuhalten, sondern hierzu willkürlich die unterschiedlichsten freien Reichsstädte wie Nürnberg, Augsburg, Speyer und andere zu erwählen, erhielt sich jedoch noch mehrere Jahrhunderte, und erst seit 1663 entstand die Tradition, daß man zum Sitz des Reichstages Regensburg bestimme.

Zur Teilnahme an den Reichstagen waren nur die sogenannten Standesherrn, die Vertreter des höchsten Adels, die Reichsäbte, Fürstbischöfe und Bischöfe berechtigt. Seit dem Jahre 1265 verstand man sich dazu, auch Abordnungen der freien Reichsstädte zuzulassen.

Wenn in der freien Reichsstadt, die der Kaiser zur Abhaltung des Reichstages ausersehen hatte, der Reichsmarschall erschien, um daselbst seine Anordnungen bezüglich der standesgemäßen Unterbringung der Fürsten und Herren zu treffen, so bereitete er damit den würdigen Stadtvätern gewöhnlich keine besondere Freude. Denn diese mußten nun zunächst für das stattliche Ehrengeschenk an den Kaiser sorgen, das meist in einem prachtvoll gearbeiteten und mit Goldgulden in städtischer Währung gefüllten Pokal, mitunter in der Übernahme der Unterhaltskosten für das kaiserliche Gesinde bestand.

Auch sonst gab es für eine hohe Obrigkeit noch allerlei Kopfzerbrechen: Die Reichstage, die zuzeiten wahren Volksfesten gleichlamen, lockten fahrendes Volk wie Gaukler, Quacksalber, Händler, Pfandleiher in Menge herbei, und es mußten stets etliche hundert Mann Stadtknechte angeworben werden, um Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten. Gelegentlich des Reichstags zu Augsburg 1548 wurde gleich vor dem Rathaus, in dessen berühmtem „Goldenen Saal“ die Beratungen stattfanden, ein Galgen aufgerichtet, der den Chroniken zufolge recht häufig in Anspruch genommen wurde. Auch wegen ihrer Frauen und Mädchen sahen die ehrjamen Bürger der Abhaltung des Reichstags in ihren Mauern mit gemischten Gefühlen entgegen. Denn das festliche Treiben lockte zu Buhhucht und Eitelkeit, und die fremden Kavaliere fanden an manchem schönen Bürgertind mehr Gefallen, als dem jeweiligen Bräutigam oder Vater angenehm sein konnte.

Selbst die höchsten Herren machten hierin keine Ausnahme. Erzherzog Ferdinand lernte die schöne Philippine Welser gelegentlich eines Reichstags zu Augsburg kennen und lieben. Sie wurde ihm als Gattin heimlich angetraut. Und von Karl V., dem Kaiser, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, kündet heute noch eine Inschrift an einem uralten Hause in Regensburg, daß er dort gewohnt und „daselbst auch zue gueter stundt — Gefüßet einer Jungfrau mündt. — Dieselb die hieß bei fern und nah — Man nur die schene Barbara.“ Ein Jahr nach jenem Reichstag von 1546 schenkte die „schene Barbara“ Blomberg (oder „Blumberger“, wie die alte Schreibweise des Familiennamens lautet), der „des Keyßers Lieb vil leid“ gebracht haben soll, einem Sohne das Leben, den die Geschichte als Don d'Autria, den Sieger über die Türken in der Schlacht bei Lepanto, kennt.

Nicht nur die Kaiser entsfalteten beim Einzug in die

Stadt des Reichstags einen außerordentlichen Brunt. Auch die Fürsten und edlen Herren suchten einander in dieser Beziehung nach Möglichkeit zu übertrumpfen. Sie erschienen vielfach mit Frauen und Töchtern und deren weiblicher Begleitung, und es wird vermeldet, daß z. B. anlässlich des Reichstages zu Worms Anno 1521 der Herzog von Savoyen mit 250 Pferden, Herzog Alba mit deren 214 und die Grafen Johann von Brandenburg, Heinrich von Nassau und Herzog Friedrich mit 300 Rossen erschienen seien, während der Fürstbischof von Salzburg von 72 und die Kardinäle von Troy und Sitten „nur“ von etwa 60 berittenen Dienern begleitet waren.

Mehrere sahen die Kaiser sich genötigt, allerlei Kleiderordnungen und den übertriebenen Luxus einschränkende Verbote zu erlassen. Doch diese nützten wenig, da die meisten der Teilnehmer an den Reichstagen ihre Hauptaufgabe in der Veranstaltung von Belustigungen aller Art wie Turnieren, Jagden und Tanzergnügen sahen. Auch gespielt wurde viel und hoch, und die Folge hiervon war, daß in den Rassen der edlen Standesherrn bald beträchtliche Ebbe herrschte.

Besonders leidenschaftliche Spieler sollen der Kurfürst Joachim von Brandenburg und die Grafen Ott-Heinrich und Philipp von der Pfalz gewesen sein. Letzterer stürzte sich gelegentlich eines Reichstags in Nürnberg einmal derart in Schulden, daß man ihm alle seine Pferde und sein Gepäck pfänderte und er heimlich bei Nacht und Nebel mit nur drei Knappen die Stadt verlassen mußte, um sich den Gläubigern zu entziehen.

Auch das übermäßige Trinken war ein Laster, dem alle frönten, und es erschienen die Würdenträger zu den Sitzungen häufig mit schweren Köpfen und in großer Reizbarkeit. Da gab es dann zahllose Zänkereien und Rangstreitigkeiten wegen Sitz- und Stimmberechtigung zwischen den Anwesenden untereinander. Der Kaiser mußte mit dem Fällen von Schiedsprüchen und der Besänftigung seiner aufgeregten Herren oft so viel schaffen, daß ihm für die Beratungen, zu denen er den Reichstag einberufen hatte, vielfach keine Zeit mehr blieb.

So leisteten die Reichstage der guten alten Zeit meist recht wenig wirkliche Arbeit. Nelli, der vielgeliebte Hofnarr des Kaisers Matthias, hatte allen Grund zu dem bissigen Scherz, mit dem er auf dem Regensburger Reichstag von 1613 die würdigen und von ihrer Wichtigkeit so sehr überzeugten Standesherrn hereinlegte: Er ging da tagelang mit wichtiger Miene herum und trug unter dem Arme ein gewaltig dickes Buch, das er nie von sich ließ, und erzählte allen, die es hören wollten, daß darin die Reichstagsakten enthalten seien. Etliche Würdenträger hielten sich darüber auf, daß der Narr solche Akten verwahre. Nelli war aber nicht zu bewegen, das Buch herzugeben, und so entriß er ihm ernige um das Ansehen des Reichstags besorgte Herren denn eines Tages schließlich mit Gewalt. Sie machten aber alle recht lange Gesichter, als sie den Band mit den wichtigsten „Reichstagsakten“ aufschlugen und feststellen mußten, daß er nichts als — leere Papierbogen enthielt.

Ein paar rote Lippen.

Skizze von W. Waldersee.

Der Adjutant meldete: „Herr General, A B 77 steht im Vorzimmer zu Ihrer Verfügung.“

Der Abteilungschef im Kriegsministerium erhob sich: „Ich lasse bitten.“ Er verbeugte sich kurz vor der dunkelhaarigen jungen Dame, die einen Augenblick später eintrat, lud sie zum Sitzen ein: „Ich habe einen Auftrag für Sie. Seit zwölf Stunden hält sich hier im Palasthotel ein ausländischer Diplomat auf, der unserer Ansicht nach nicht ganz hasenrein ist. Wir haben ihn im Verdacht, daß er nebenbei die Geschäfte einer revolutionären Partei dort unten im Balkan besorgt, und die guten Beziehungen, die wir zu dem betreffenden Land unterhalten, zwingen mich, dem Herrn auf die Finger zu sehen. Er steht im Verdacht, Waffen für die Revolutionäre aufzulaufen. Wenn dies zutrifft, wird er irgendwelche Papiere darüber bei sich führen. Wir ist von unserem Agenten im Palasthotel gemeldet worden, dieser Gesandtschaftattaché Borisow trage unter dem Rock an der Seite eine Art Adjutantentasche, ein Umstand also, der unseren Verdacht nur bestätigen kann. Es ist Ihre Aufgabe, sich in den Besitz dieser Tasche zu setzen, ohne daß Borisow den Verlust bemerkt, denn wenn sie keine verhänglichen Papiere enthalten sollte, muß sie ihm zurückgegeben werden. Sie müssen es also erreichen, daß uns — während Borisow schläft — die Tasche eine Stunde lang zur Untersuchung zur Verfügung steht. Unser Geheimfotografverständiger wird heute noch ein Zimmer im Palasthotel beziehen, damit Sie ihn dort jederzeit erreichen können. Ich verlasse mich auf Sie.“

Der Geheimagent A B 77 des Kriegsministeriums arbeitete mit gewohnter Umsicht. Die junge Dame saß in der Halle des

Palasthotels und ließ ihren Blick etwas blasiert über ein elegant geleidetes Mädchen schweifen, das eben mit einem halben Dugend Koffern vor der Zugskarawanserei vorgefahren war und ein Zimmer bestellte. Unter dem kleinen Hüthen quoll eine Fülle wundervoller roter Haare hervor. Sie sah verführerisch aus, diese Kleine, und der Geheimagent dachte: „Sie wird mich sicher bei Borisow austreten.“

Im nächsten Augenblick wurde die Aufmerksamkeit von A B 77 auf einen neuen Gast gelenkt. Im schlichten Schneiderkostüm trat eine vollendete Dame ein. Ein paar graue Voden standen in auffallendem Gegensatz zu ihrem schönen jungen Gesicht. A B 77 war zufrieden: „Sehr gut!“

Dann sah sie Borisow. Er kam in die Halle, setzte sich in einen Lederstuhl und schien sich in eine Zeitung zu vertiefen. Doch dem Geheimagenten entging es nicht, daß sein Blick über das Blatt hinwegschweifte, zu einem dritten Gast, der eben dem Koffertagenden Boy in die Halle folgte. Das junge Mädchen war blond und quecksilbrig und erfüllte den Raum mit seiner unbeforgten Lebenslust. A B 77 freute sich: „Ladellos wie immer. Nun sind wir ja alle da, und Borisow kann wählen: Schwarz, rot, interessant grau oder blond.“

Borisow schien die Rothhaarigen zu bevorzugen. Er tanzte zwar am Abend mit allen Bieren, doch am nächsten Tag bat er die junge Dame mit der roten Vodenfülle, sich an ihren Tisch setzen zu dürfen. A B 77 war nicht eifersüchtig. Sie freute sich im Gegenteil, bald feststellen zu können, daß die beiden sich aneinander sehr zu einander hingezogen fühlten, und als die Note zwei Tage später nach dem Abendessen in ihr Zimmer schlüpfte, fragte sie gespannt: „Nun, ist es soweit?“ — „Ja, ich habe ihm versprochen, nachher auf sein Zimmer zu kommen.“

Da stand der Geheimagent auf und öffnete sein Handtäschchen: „Komm.“ Die Rothhaarige setzte sich vor A B 77 auf das Sofa und ließ sich eine Oblate unter die Zunge schieben. Dann fuhr ihr die Schwarzze mit einem Stift über die Lippen: „Gib nur auf die Oblate acht. Sie allein schützt Dich davor, daß dies Betäubungsmittel auf Dich wirkt statt auf Borisow. Ein herzhafter Kuß wird ihn auf mehr als eine Stunde ins Nirwana schicken. Und nun Hals- und Beinbruch!“

Borisow wartete. Er zog die Note rasch zu sich ins Zimmer herein. Er hatte nichts Diplomatisches mehr an sich und gab sich nicht mit langen Vorereden ab: „Komm Nädel!“

Die Note sträubte sich zunächst. Aber schließlich ließ sie sich von seinen Armen umfassen und bot ihm zum Kuß sogar die Lippen. Borisow schwamm im Glück. Vielleicht fiel er auch deshalb so plötzlich auf den Divan. Er suchte noch einen Augenblick mit den Händen nach einem Halt. Doch dann lag er still. Nur sein Atem ging rasch und etwas keuchend.

Die Note wartete eine Minute voller Spannung. Sie war beruhigt. Sie zog ein Taschentuch aus dem Kleid, sprengte aus einem Fläschchen, das darin eingewickelt war, ein paar Tropfen darauf und wuschte sich die Lippen ab. Dann nahm sie die Oblate aus dem Mund und ließ sie im Taschentuch verschwinden. Sie war froh, das Ding unter der Zunge loszuwerden.

Jetzt trat die Note auf Borisow zu. Sie schlug seinen Kopf zurück. Die Tasche fehlte. Das Mädchen sah sich rasch im Zimmer um, ging zum Nachttisch, öffnete die Schublade. Dort lag der kostbare Stempel. Mit einem raschen Griff verschwand die Tasche im Ausschnitt des Kleides.

Da fuhr die Note herum. Borisow saß auf dem Divan, starrte sie an, die Augen voller Haß, sprang auf, taumelte noch ein wenig, hielt sich aufrecht, zischte: „Spionin! Gib die Tasche her!“

Die Rothhaarige verzichtete darauf, sich zu verteidigen. Sie nestelte zitternd die Tasche hervor, gab sie Borisow, stürzte zur Tür. Er ließ sie laufen: „Weinade hätte mich diese Hexe über-tölpelt. Das Betäubungsmittel war wohl nicht stark genug.“

Nur nächsten Morgen reiste Borisow ab. Niemand beschäftigte ihn. Im Abteil allein, fuhr er lieblosend über die gerettete Tasche — und stupte plötzlich, wurde weiß, riß sie auf. Sie war leer. Eine fremde Tasche.

Zur gleichen Zeit trat der Geheimagent A B 77 mit der Rothhaarigen, mit der interessanten Grauen und mit der Blondin in das Zimmer des Abteilungschefs im Kriegsministerium. Der General erhob sich gut gelaunt: „Sie haben Ihre Sache ausgezeichnet gemacht, meine Damen. Dieses vorzügliche Mitnehmen einer täuschend ähnlichen Tasche war ein guter Gedanke. Die Papiere sind für uns von größtem Wert. Ich habe eben der Regierung des Herrn Borisow über die Tätigkeit dieses samosen Gesandtschaftsattachés berichtet, dem wir leider infolge seiner Exterritorialität nichts anhaben konnten. Man wird dem jungen Mann zu Hause den guten Rat geben, dorthin zu verschwinden, wo der Pfeffer wächst.“

Dann wandte sich der General liebenswürdig an die Rothhaarige. Er lachte: „Ihnen, liebes Kind, möchte ich auch einen väterlichen Rat geben: Küßen Sie bei nächster Gelegenheit herzhafter! Dann fällt Ihr nächstes Opfer auch wirklich für die ganze vorgezeichnete Stunde in Ohnmacht.“

Geheimnisvoller Anruf.

Von Georg Geiersberg.

In den neuartigen Wohnhausblöcken der breitpurig entwickelten Weltstadt wohnen die Menschen trotz der engen Schichtung in kleinen Wohnungen vollkommen isoliert, und einer kennt den anderen nicht.

Horst Wesenberg will heute das junge Ehepaar Riebling besuchen. Er findet eine Riesenfront Fenster und Türen. Alles offen, hell, vertrauensvoll. Hohe Kiefern stehen segnend vor und hinter den Häusern und behaupten sich vor dem ungestümen Ansturm der steinernen Welle der Großstadt.

Da ist Nummer 186.

Die Haustür steht offen. Die Wohnzimmertür im 1. Stod rechts ist nur angelehnt. Das gibt eine Überraschung, denkt Horst Wesenberg.

Er tritt ohne anzuklopfen ein.

„Hallo, huhu!“

Das Zimmer ist leer. Keine Antwort.

„Huhu!“

Als Antwort schrillt das Telephon.

Nichts regt sich. Auch in den übrigen Zimmern niemand. Unbehagliches Gefühl. Vielleicht eine falsche Wohnung? Man hat das Schild an der Wohnungstür vorhin gar nicht beachtet.

Das Telephon läutet dringend.

Horst Wesenberg nimmt mit raschem Entschluß den Hörer ab. Dem zwingenden Ruf der Glocke ist nicht zu widerstehen.

„Hallo?“

Eine weibliche Stimme, gerade so dringend, erregend und flehend wie die Telefonglocke:

„Bitte, kommen Sie nach Präsidentenstraße 196, Part., rechts, — — bald — — ich bitte Sie dringend!“

„Aber, ich — — Hören Sie noch? — Hallo?“

Nichts. Stille.

Präsidentenstraße 196, Part., rechts, — — bald!

Horst Wesenberg wendet sich vom Telephon zur Tür, aus der Wohnung, aus dem Haus. Wie ein Dieb huscht es ihm flüchtig durch den Kopf. Aber Rieblings scheinen auf einem Schwächchen bei Nachbarn zu weilen oder im kleinen Garten hinter dem Haus Frühjahrsarbeiten zu machen. Man kann sie schließlich später noch auffuchen.

Mit der flinken U-Bahn kommt man in wenigen Minuten zur Präsidentenstraße. Dort stehen Wohnhausblöcke, wie draußen in Zehlendorf, eng aneinandergerichtet. Die Nummer 196 ist eine Nummer unter vielen.

Horst Wesenberg hat ein kleines, hoffendes Lächeln um den Mund. Vielleicht kann man Ketter und Held spielen?

„Kommen Sie bald; ich bitte Sie dringend!“ —

Eine wohlklingende Stimme.

Wer weiß — —

An der Wohnungstür, Part., rechts, hängt ein buntes Reflameschild. Horst Wesenberg beachtet es nicht. Die Haustür steht offen.

Horst Wesenberg klingelt bedächtig.

Eine junge, hübsche Dame öffnet. Sie lächelt. Seltsam, sie ist nicht erregt, nicht fassungslos, hilflos oder sonst irgendwie so, wie Horst Wesenberg eigentlich erwartet hat.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind“, sagt sie mit freundlichem Lächeln.

Sieh einer!

„Bitte, treten Sie hier ein. Ich bin überzeugt, daß Sie etwas finden werden, was Ihnen gefällt.“

Ein Verkaufsraum. Spitzen, Decken, Handarbeiten, Kissen, Herren- und Damenwäsche. Ein paar Leute schreiten mit interessierten Gesichtern herum und wählen aus.

Die nette junge Dame wendet sich um. Es hat geklingelt. Horst Wesenberg hört sie sagen:

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Darf ich Sie bitten — Sie werden bestimmt etwas finden, was Ihnen Freude macht und was sich als Geschenk gut eignet.“

Horst Wesenberg geht mit kleinen zögernden Schritten herum und wählt mit interessiertem Gesicht aus, da der neuentreffende Besuch nicht argwöhnen soll, daß man — — na ja, schließlich ist der kleine Geschäftskniff so nett ausgedacht und die junge Dame so reizend, daß man ohne Verstimmung mit dem sorglich geschnürten Paletchen abzieht.

An der Tür sagt Horst Wesenberg:

„Abtens, bei Riebling, Onkel-Toms-Hütteweg 186, dürfen Sie erfolgreich nochmal anrufen!“

Das ist man den Rieblings schuldig!